



»Die guten Seiten der Zukunft«

34. Folge

Weniger ist mehr

Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört
und wir ohne Wachstum glücklicher sind

Ein Essay von Jason Hickel

Anmoderation Manuel Schneider

Hallo zusammen – willkommen zu einer weiteren Folge unseres oekom podcast. Am Mikrofon ist Manuel Schneider.

„Weniger ist mehr“ – auf diese eingängige Formel läuft seit jeher die Kritik an unserer Konsum- und Wachstumsgesellschaft hinaus. Gewinn durch Verzicht, Befreiung vom Überfluss so lauten die nicht minder verheißungsvollen Slogans, für die man viel Kopfnicken erntet bei all denen, die für mehr Ökologie und Nachhaltigkeit im Leben plädieren. Doch die Zeiten ändern sich gerade.

Es herrscht Krieg in Europa, der vielbeschworene „Wohlstand für alle“, ohnehin bislang mehr Versprechen als Realität, wird zunehmend zur Fata morgana. Stattdessen steigen die Lebenshaltungskosten ungebremst und es droht eine globale wirtschaftliche Rezession ungeahnten Ausmaßes. Wer aufgrund knapper Haushaltskasse beim Discounter vor den Billigangeboten Schlange steht, für den dürften alle wohlgemeinten Appelle der Mäßigung zynisch klingen. „Weniger ist schwer“ lautet das Echo auf die Verheißungen von Minimalismus und ökologischer Selbstoptimierung.

Dennoch – und gerade *jetzt*, in diesen Zeiten des Umbruchs – lohnt es genauer hinzuschauen, wo die zentralen Ursachen für das ganze Schlamassel liegen. Zu diesen zählt gewiss die blinde, wachstumsgetriebene Globalisierung von allem und jedem sowie der damit einhergehende immense Energie- und Ressourcenverbrauch. Beides letztlich angetrieben durch eher materialistisch geprägte Vorstellungen von Wohlstand und einem „guten Leben“, von denen wir uns leiten lassen – komme, was wolle.

Der Kapitalismus, wie er unsere Herzen und Hirne besiedelt hat, scheint alternativlos zu sein.

Der britische Wissenschaftler, Autor und Blogger Jason Hickel ist da anderer Meinung. Er geht in seinem jüngsten Buch unter dem Titel „Weniger ist mehr“ den Ursachen und Folgen des kapitalistischen Wachstumsimperativs nach und zeigt auf, wie die Wirtschaft so zu gestalten wäre, dass sie zum Wohle aller agieren und unsere Lebensgrundlagen bewahren könnte. Für den Anthropologen Hickel ist es aber nicht nur das Wirtschaftssystem, das sich grundlegend ändern muss und ändern kann. Möglich wird das nur dann sein, wenn wir, so Hickel, die Art und Weise ändern, wie wir die Welt sehen, und die Rolle, die wir auf diesem Planeten einnehmen. Ob wir die Natur bloß als ein Gegenüber wahrnehmen, dessen wir uns beliebig bedienen können, oder ob wir in ihr das Netz des Lebens erkennen: das Netz, an dem wir als Lebewesen mit all unserem Tun und Lassen mitspinnen, das uns trägt und nährt – und für das wir, und zwar wir allein, Verantwortung tragen. Aus diesem Gefühl konvivaler Verbundenheit gilt es Zukunft neu zu gestalten.

Hören Sie nun den Essay „Weniger ist mehr. Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört und wir ohne Wachstum glücklicher sind“. Entnommen aus dem gleichnamigen Buch von Jason Hickel, das in deutscher Übersetzung im Münchner oekom verlag erschienen ist. Sprecher ist Werner Härtl.

+++++

Essay von Jason Hickel¹:

Man muss nur das Wort Kapitalismus aussprechen, schon sträuben sich den Leuten die Nackenhaare. Der Begriff ist bei allen mit starken Gefühlen besetzt, in die eine oder die andere Richtung, und oft aus gutem Grund. Aber ganz gleich, was wir vom Kapitalismus halten: Es ist auf jeden Fall wichtig, dass wir eine klare und genaue Vorstellung davon haben, wie er funktioniert.

Wir neigen dazu, den Kapitalismus mit bekannten, abgenutzten Begriffen wie »Markt« und »Handel« zu beschreiben. Das trifft die Sache aber nicht ganz. Märkte und Handel hat es schon Jahrtausende lang gegeben, bevor der Kapitalismus kam, und für sich genommen sind sie eigentlich ganz harmlos. Was den Kapitalismus von den meisten anderen Wirtschaftssystemen in der Geschichte unterscheidet, ist die Tatsache, dass er um den Imperativ einer stetigen Ausweitung beziehungsweise eines »Wachstums« herum organisiert ist: eines ständig steigenden Niveaus von industrieller Extraktion, Produktion und Konsumtion, das wir in Gestalt des Bruttoinlandsprodukts, dem sog.

¹ Quelle (leicht bearbeitet): Jason Hickel: Weniger ist mehr. Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört und wir ohne Wachstum glücklicher sind. München: oekom verlag 2022, S. 33-39, 43-45, 46-51.

»BIP«, messen. Wachstum ist die wichtigste Direktive des Kapitals. Nicht Wachstum für irgendeinem bestimmten Zweck, wohlgerne, sondern Wachstum *um des Wachstums willen*. Und darin liegt eine Art totalitärer Logik: jede Branche, jeder Sektor, jede nationale Wirtschaft muss wachsen, die ganze Zeit, ohne dass irgendein Endpunkt auszumachen wäre.

Es ist gar nicht so leicht, die Folgen dieses Imperativs vollständig zu begreifen. Normalerweise nehmen wir die Vorstellung von Wachstum als selbstverständlich hin, weil sie so *natürlich* klingt. Und das stimmt ja auch. Alle lebenden Organismen wachsen. In der Natur gibt es beim Wachstum aber eine selbstbegrenzende Logik: Organismen wachsen bis zu einem Reifepunkt und behalten dann den Zustand eines gesunden Gleichgewichts bei. Wenn das Wachstum nicht aufhört – wenn die Zellen sich einfach nur immer weiter reproduzieren –, ist dies auf einen Irrtum bei der Kodierung zurückzuführen, wie das etwa bei Krebs der Fall ist. Diese Art Wachstum wird schnell tödlich.

Im Kapitalismus muss das globale BIP um mindestens zwei bis drei Prozent im Jahr wachsen; das ist das Minimum dessen, was große Firmen brauchen, um insgesamt Profit zu machen. Das sieht vielleicht nach einer kleinen Zunahme aus, aber man darf nicht vergessen: Es handelt sich dabei um eine exponentielle Kurve, und exponentielle Kurven haben die Eigenschaft, einen in erstaunlicher Geschwindigkeit hinterrücks zu überfallen. Drei Prozent Wachstum bedeutet, die Größe der globalen Wirtschaft alle 23 Jahre zu verdoppeln, und dann von diesem bereits verdoppelten Zustand noch einmal zu verdoppeln, und dann noch einmal und noch einmal. Das könnte in Ordnung sein, käme das BIP einfach so aus dem Nichts. Aber das ist nicht der Fall. Es ist an Energie und Ressourcenverbrauch gekoppelt und über die gesamte Geschichte des Kapitalismus hinweg auch schon immer gewesen. Es gibt eine gewisse Elastizität zwischen beiden Größen, aber nicht viel. Während das BIP wächst, wälzt die Weltwirtschaft jedes Jahr immer größere Mengen an Energie, Ressourcen und Abfall um, bis zu dem Punkt, an dem sie jetzt dramatisch über das hinausschießt, was die Wissenschaft als sichere planetare Grenzen definiert hat, mit verheerenden Folgen für die lebendige Welt.

Am Entstehen der ökologischen Krise sind aber nicht alle in gleichem Maße beteiligt. Es ist wichtig, dass man sich das klarmacht. Länder mit niedrigem Einkommen und überhaupt die meisten Länder des globalen Südens bleiben durchaus innerhalb ihres gerechten Anteils an den planetaren Ressourcen. In vielen Fällen müssen sie *de facto* ihren Energie- und Ressourcenverbrauch sogar *erhöhen*, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Das Problem hier sind die Länder mit hohem Einkommen, in denen sich das Wachstum vollkommen von jeglicher Vorstellung von Bedarf losgelöst hat und sich schon lange weit jenseits dessen bewegt, was man für ein gutes Leben der Menschen braucht. Die globale ökologische Krise wird fast ausschließlich durch exzessives Wachstum in den einkommensstarken Ländern angetrieben, insbesondere durch extreme Akkumulation unter den Superreichen, während die Folgen den

globalen Süden und die Armen überproportional treffen. Letztendlich handelt es sich hier auch und ganz wesentlich um eine Krise der Ungleichheit.

Wir wissen ganz genau, was zu tun ist, um einen Klimakollaps zu vermeiden. Wir müssen alles für eine rasche Einführung von erneuerbaren Energien mobilisieren – für einen globalen Green New Deal –, um die weltweiten Emissionen innerhalb von zehn Jahren zu halbieren und vor 2050 auf Null zu bringen. Dabei muss man immer im Auge behalten, dass es sich bei diesem Ziel um den globalen Durchschnitt handelt. Angesichts ihrer größeren Verantwortung für die Emissionen der zurückliegenden Jahre müssen einkommensstarke Nationen diesen Prozess sehr viel schneller bewerkstelligen und den Nullpunkt bis 2030 erreicht haben.

Die Dramatik der Situation kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; es ist die allergrößte Herausforderung, der sich die Menschheit jemals gegenüber sah. Die gute Nachricht: Das ist durchaus zu schaffen. Es gibt allerdings ein Problem: Die Wissenschaft lässt keinen Zweifel daran, dass wir das nicht schnell genug hinbekommen, um die Temperaturen unter 1,5 Grad Celsius oder auch unter 2 Grad Celsius zu halten, wenn wir gleichzeitig die Wirtschaft weiter wachsen lassen. Und warum ist das so? Weil mehr Wachstum mehr Nachfrage nach Energie bedeutet, und mehr Energienachfrage macht es erst recht schwierig (in der Tat unmöglich), in der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung steht, ausreichend erneuerbare Energien auf den Markt zu bringen, um die Nachfrage abzudecken.

Selbst wenn es dieses Problem nicht gäbe, bleibt da doch noch eine Frage: Wenn wir endlich irgendwann 100 Prozent saubere Energie haben, was machen wir dann damit? Wenn wir die Art und Weise nicht verändern, wie unsere Wirtschaft funktioniert, dann werden wir weiterhin genau das gleiche machen wie mit den fossilen Energien: Wir nutzen sie, um unablässig Extraktion und Produktion voranzutreiben, immer mehr und immer schneller, und setzen dabei die lebendige Welt immer stärker unter Druck, weil es das ist, was der Kapitalismus verlangt. Saubere Energie mag eine Hilfe sein, wenn es um Emissionen geht; aber sie trägt nichts dazu bei, Entwaldung, Überfischung, Bodenverarmung und Massensterben rückgängig zu machen. Eine wachstumsbesessene Wirtschaft wird uns, auch wenn sie von sauberer Energie angetrieben ist, trotzdem in die ökologische Katastrophe stürzen.

Der heikle Punkt dabei ist, dass wir hier offensichtlich kaum eine Wahl haben. Der Kapitalismus ist grundsätzlich von Wachstum *abhängig*. Wenn die Wirtschaft nicht wächst, rutscht sie in die Rezession: Schulden türmen sich auf, Menschen verlieren Arbeitsplatz und Wohnung, Lebensentwürfe zerbrechen. Die Regierungen haben alle Hände voll zu tun, die industrielle Aktivität am Wachsen zu halten, in einem dauernden Bemühen, die Krise abzuwehren.

Wir stecken also in der Falle. Wachstum ist ein struktureller Imperativ – ein stahlhartes Gesetz. Und es kann sich auf stahlharte ideologische Unterstützung verlassen: Politikerinnen und Politiker der Linken und Rechten mögen sich darum streiten, wie die Früchte des Wachstums zu verteilen sind, aber wenn es um das Streben nach Wachstum selbst geht, dann sind sie sich einig. Da passt kein Blatt Papier dazwischen. Der »Wachstumismus«, um einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen, präsentiert sich als eine der Ideologien mit dem höchsten Führungsanspruch in der der modernen Geschichte. Niemand kommt auf die Idee, sie zu hinterfragen.

Weil sie sich dem Wachstumismus verschrieben haben, sehen sich unsere Politikerinnen und Politiker nicht in der Lage, sinnvolle Schritte zu unternehmen, um die ökologische Katastrophe zu stoppen. Wir haben jede Menge Ideen, wie wir das Problem lösen können, aber wir wagen nicht, sie umzusetzen, weil wir damit das Wachstum untergraben könnten. Und in einer wachstumsabhängigen Wirtschaft darf so etwas einfach nicht passieren. Stattdessen berichten die gleichen Zeitungen, die erschütternde Geschichten über ökologische Katastrophen bringen, auch ganz begeistert darüber, wie das BIP in jedem Quartal wächst, und die gleichen Politikerinnen und Politiker, die händeringend die Klimakrise beklagen, rufen jedes Jahr pflichtbewusst nach mehr industriellem Wachstum. Die kognitive Dissonanz hier ist bemerkenswert.

Manche Leute versuchen, dieses Spannungsverhältnis unter einen Hut zu bringen, indem sie sich auf die Hoffnung stützen, die Technologie werde uns retten – die Innovation werde das Wachstum irgendwann »grün« machen. Effizienzverbesserungen werden es ermöglichen, das BIP von den ökologischen Auswirkungen zu »entkoppeln«, so dass wir die globale Wirtschaft auf immer und ewig wachsen lassen können, ohne in Sachen Kapitalismus irgendetwas ändern zu müssen. Und wenn das nicht funktioniert, dann können wir immer noch darauf setzen, dass uns gigantische Geoengeineering-Programme zu Hilfe kommen werden, wenn es eng wird.

Das ist eine beruhigende Phantasievorstellung. Ich habe sogar selber einmal daran geglaubt. Aber als ich anfing, die Schichten wohltonender Rhetorik eine nach der anderen abzulösen, stellte ich fest: Es ist genau das – eine Phantasievorstellung. Ein paar Jahre lang habe ich zu diesem Thema geforscht, zusammen mit Kolleginnen und Kollegen aus der Ökologischen Ökonomie, und 2019 veröffentlichten wir einen Überblick über die vorliegenden Erkenntnisse. Einzelheiten dazu lege ich in meinem Buch dar, aber das Fazit kann man kurz und knapp zusammenfassen: Beim »Grünen Wachstum« steckt nichts dahinter. Es lässt sich empirisch nicht stützen. Diese Befunde waren eine Offenbarung für mich und zwangen mich dazu, meinen Standpunkt zu ändern. In einer Zeit des ökologischen Notstands können wir es uns nicht leisten, eine politische Strategie auf Phantasiegebilden aufzubauen.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Die Technologie spielt eine absolut entscheidende Rolle im Kampf gegen die ökologische Katastrophe. Wir brauchen alles, was wir an Effizienzverbesserungen kriegen können. Aber die Wissenschaft sagt eindeutig, dass diese allein nicht ausreichen werden, um das Problem zu lösen. Und warum nicht? Weil in einer wachstumsorientierten Wirtschaft Effizienzverbesserungen, die eine Möglichkeit wären, unsere Umwelteffekte zu verringern, dann doch dafür eingesetzt werden, um die Wachstumsziele voranzubringen – um immer weitere Bereiche der Natur in die Kreisläufe von Extraktion und Produktion hineinzuziehen. Das Problem ist nicht die Technologie. Das Problem ist das Wachstum.

Von Fredric Jameson stammt der berühmte Ausspruch, es sei leichter, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus. Das ist eigentlich gar nicht so erstaunlich. Schließlich kennen wir nichts anderes als den Kapitalismus. Selbst wenn wir mit ihm irgendwann Schluss machen würden, was käme dann danach? Was würden wir an seine Stelle setzen? Was würden wir tun am Tag nach der Revolution? Als was würden wir das bezeichnen? Unser Denkvermögen – und sogar unsere Sprache – macht an den Grenzen des Kapitalismus Halt, und dahinter lauert ein schrecklicher Abgrund.

Wie merkwürdig. Wir sind eine Kultur, die in das Neue vernarrt ist, besessen von Erfindung und Innovation. Wir feiern angeblich das kreative Denken, das Aufbrechen alter Denkmuster. Mit Sicherheit würden wir niemals über ein Smartphone oder ein Kunstwerk sagen: »Dies ist das beste Gerät oder Bild, das je erschaffen wurde, das lässt sich niemals übertreffen, und wir sollten das auch gar nicht erst versuchen!« Es wäre naiv, die Macht der menschlichen Kreativität zu unterschätzen. Wie kommt es dann aber, dass wir, wenn es um unser Wirtschaftssystem geht, die Behauptung so bereitwillig geschluckt haben, der Kapitalismus sei die einzig mögliche Option und wir sollten nicht einmal mit dem *Gedanken* spielen, etwas Besseres zu erfinden? Warum sind wir so untrennbar mit den verstaubten Dogmen dieses alten Modells aus dem 16. Jahrhundert verbunden, dass wir es verbissen in eine Zukunft mitschleppen, für die es ganz offensichtlich nicht taugt? Aber vielleicht ändert sich ja gerade etwas?

Vom Wachstum abzulassen ist jedenfalls nicht so verwegen wie es vielleicht aussieht. Jahrzehntlang hat man uns erzählt, wir bräuchten Wachstum, um die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. Es zeigt sich aber, dass das eigentlich gar nicht stimmt. Über einen gewissen Punkt hinaus, den die einkommensstarken Länder längst überschritten haben, löst sich die Beziehung zwischen BIP und Wohlbefinden komplett auf. Bei näherer Betrachtung geht es gar nicht um *Wachstum*, sondern darum, wie Einkommen und Ressourcen verteilt werden. Und derzeit sind sie sehr, sehr ungleich verteilt. Man bedenke: Im Lauf der letzten 40 Jahre gingen 28 Prozent des gesamten neuen Einkommens aus dem globalen BIP-Wachstum an das reichste ein

Prozent (die allesamt Millionäre sind). Das ist erstaunlich, wenn man es sich genau überlegt. Es bedeutet, dass fast ein Drittel der gesamten Arbeit, die wir erbrachten, der Ressourcen, die wir extrahierten und des gesamten CO₂, das wir im letzten halben Jahrhundert emittierten, dem Ziel diene, reiche Leute noch reicher zu machen.

Wenn wir erst einmal verstanden haben, dass wir das Wachstum gar nicht *brauchen*, haben wir den Kopf frei, um sehr viel rationaler darüber nachzudenken, wie auf die bevorstehende Krise zu reagieren ist. Von der Wissenschaft wissen wir, dass der einzig gangbare Weg, die ökologische Katastrophe abzuwenden und die globale Erwärmung unter 1,5 Grad Celsius oder allenfalls 2 Grad Celsius zu halten, für die einkommensstarken Länder darin besteht, das wahnsinnige Tempo von Extraktion, Produktion und Abfall aktiv zu drosseln. Die Reduktion des Ressourcenverbrauchs nimmt Druck von den Ökosystemen und gibt dem Netz des Lebens die Chance, sich wieder zu verknüpfen, während die Reduktion des Energieverbrauchs es uns viel leichter macht, einen schnellen Übergang zu den Erneuerbaren zu bewerkstelligen, bevor gefährliche Kipppunkte erreicht sind.

Dies nennt man »Degrowth« – ein planmäßiges Zurückfahren von Energie- und Ressourcenverbrauch mit dem Ziel, die Wirtschaft wieder in ein Gleichgewicht mit der lebendigen Welt zu bringen, auf eine sichere, gerechte und faire Weise.

Wie sieht das in der Praxis aus? Der erste Schritt besteht darin, den irrationalen Glauben hinter sich zu lassen, dass alle Sektoren der Wirtschaft wachsen müssen und zwar die ganze Zeit. Anstatt stupide in jedem Sektor Wachstum anzustreben, egal ob wir es brauchen oder nicht, können wir entscheiden, wo wir uns Wachstum wünschen (in Sektoren wie saubere Energie, öffentliche Gesundheitsversorgung, grundlegende Dienstleistungen, regenerative Landwirtschaft – was auch immer) und welche Sektoren radikal zurückgefahren werden müssen (Dinge wie fossile Brennstoffe, Privatjets, Waffen und SUVs). Wir können auch diejenigen Teile der Wirtschaft zurückschrauben, die rein auf die Maximierung von Profiten und nicht auf die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse ausgerichtet sind, wie etwa geplante Obsoleszenz, bei der Produkte so konstruiert sind, dass sie nach kurzer Zeit den Dienst versagen, oder auch Werbestrategien, die auf die Manipulation unserer Emotionen abzielen und uns das Gefühl vermitteln, das, was wir haben, sei unzureichend.

Wenn wir die Menschen von der Mühe unnötiger Arbeit befreien, können wir die Arbeitswoche verkürzen, um Vollbeschäftigung aufrechtzuerhalten, Einkommen und Vermögen fairer aufteilen sowie in öffentliche Güter investieren, wie etwa allgemeine Gesundheitsversorgung, Bildung und bezahlbaren Wohnraum. Für alle diese Bereiche wurde vielfach nachgewiesen, dass sie auf Gesundheit und Wohlbefinden der Menschen eine enorme positive Auswirkung haben. Sie sind die Schlüsselemente für

eine blühende Gesellschaft. Diese Befunde, auf die ich in meinem Buch ausführlich eingehe, machen wirklich Mut.

Ich möchte ausdrücklich betonen, dass es bei Degrowth *nicht* um die Reduzierung des BIP geht. Wenn man unnötige Extraktion und Produktion verlangsamt, dann kann das natürlich bedeuten, dass das BIP langsamer wächst oder aufhört zu wachsen oder sogar abnimmt. Und wenn es so ist, dann ist das in Ordnung. Unter normalen Umständen könnte das eine Rezession auslösen. Eine Rezession ist aber etwas, das eintritt, wenn eine wachstumsabhängige Wirtschaft aufhört zu wachsen. Das ist dann chaotisch und katastrophal. Was ich hier fordere, ist etwas vollkommen anderes. Es geht darum, zu einer ganz anderen Art von Wirtschaft überzugehen – zu einer Wirtschaft, die von vornherein gar kein Wachstum *braucht*. Um dahin zu gelangen, müssen wir alles neu denken, vom Schuldensystem bis zum Bankensystem, um Menschen, Betriebe, Staaten und sogar die Innovation selbst aus den stickigen Zwängen des Wachstumsimperativs zu befreien, sie frei zu machen, damit sie sich auf höhere Ziele konzentrieren können. [...]

Damit wir den Weg finden können, der vor uns liegt, müssen wir zuerst verstehen, wie es überhaupt dazu kommen konnte, dass wir uns im Wachstumsimperativ haben einsperren lassen. Es geht darum, die innere Logik des Kapitals zu verstehen. Dazu müssen wir uns tief in die Geschichte des Kapitalismus hineinbegeben und schauen, ob wir herausfinden können, wie er tickt. Unterwegs werden wir aber feststellen, dass es da noch um etwas anderes geht, etwas, das wir nicht erwartet haben. Im Grunde ist der Kapitalismus nur ein Symptom. Das eigentliche Problem liegt viel tiefer, im Bereich der Ontologie – in unserer Theorie des Seienden.

Denjenigen unter uns, die heute in kapitalistischen Gesellschaften leben, hat man die Überzeugung beigebracht, es gebe einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Mensch und Natur: Die Menschen sind von der Natur getrennt und ihr überlegen; die Menschen sind Subjekte mit Seele, Geist und Handlungsfähigkeit, während die Natur ein inaktives, mechanistisches Objekt ist. Diese Art der Weltbetrachtung nennt man Dualismus. Ideen dieser Art wurden uns durch eine lange Reihe von Denkern überliefert, von Platon bis Descartes, die uns einschärften, dass die Menschen ein Recht haben, die Natur auszubeuten und ihrer Kontrolle zu unterwerfen. So haben wir aber nicht immer gedacht. Diejenigen, die im 16. Jahrhundert den Weg für den Kapitalismus zu ebneten suchten, mussten de facto zuerst andere, ganzheitlichere Weltanschauungen zerstören und die Menschen entweder durch Überzeugung oder mit Gewalt zu Dualisten machen. Die dualistische Philosophie ist auf einer ganz fundamentalen Ebene für unsere ökologische Krise verantwortlich.

Sie ist aber keineswegs die einzige Möglichkeit des Seins, die uns zur Verfügung steht. Meine Kolleginnen und Kollegen in der Anthropologie weisen schon seit langem darauf hin, dass man den größten Teil der menschlichen Geschichte über mit einer ganz anderen Ontologie gearbeitet hat – mit einer Theorie des Seins, die wir ganz allgemein als animistisch bezeichnen. Die meiste Zeit sahen die Menschen keine grundsätzliche Trennlinie zwischen den Menschen und dem Rest der lebendigen Welt. Ganz im Gegenteil: Sie nahmen eine tiefe Wechselbeziehung mit Flüssen, Wäldern, Tieren und Pflanzen wahr, sogar mit dem Planeten selbst, und betrachteten diese als den Menschen gleichwertige und mit dem gleichen Geist beseelte Wesen. Manchmal empfanden sie sie sogar als Verwandte.

Man kann noch heute sehr lebendige Spuren dieser Philosophie finden, vom Amazonasbecken bis ins bolivianische Hochland und in die Wälder von Malaysia, wo die Menschen nicht-menschliche Wesen – von Jaguaren bis zu Flüssen – nicht als »Natur«, sondern als Verwandte betrachten und entsprechend mit ihnen umgehen. Wenn man so auf die Welt schaut, dann ändert sich grundsätzlich die Art, wie man sich verhält. Geht man von der Voraussetzung aus, dass alle Wesen, moralisch gesehen, Personen gleichgestellt sind, dann kann man ihnen nicht einfach etwas wegnehmen. Die Natur als eine »Ressource« auszubeuten mit dem Ziel der Bereicherung der Menschen ist dann moralisch verwerflich – so ähnlich wie Sklaverei oder sogar Kannibalismus. Stattdessen muss man in eine wechselseitige Beziehung eintreten, im Geist des Schenkens. Man muss mindestens so viel geben, wie man erhält.

Diese Logik, die einen ökologischen Wert in sich trägt, widerspricht unmittelbar dem logischen Kern des Kapitalismus, der darin besteht, zu nehmen – und, noch wichtiger, mehr zu nehmen, als man zurückgibt. Dies ist in der Tat, wie wir sehen werden, der grundlegende Mechanismus des Wachstums.

Die Denker der Aufklärung verachteten animistische Ideen seinerzeit als rückwärtsgerichtet und unwissenschaftlich. Sie betrachteten sie als ein Hemmnis für die kapitalistische Expansion und versuchten sie mit aller Gewalt auszurotten. Heute holt die Wissenschaft aber allmählich wieder auf. Die Biologie erkennt allmählich, dass Menschen keine eigenständigen Individuen sind, sondern zu großen Teilen aus Mikroorganismen bestehen, die wir für so elementare Funktionen wie die Verdauung brauchen. Die Psychologie lehrt uns, dass es für die seelische Gesundheit der Menschen wichtig ist, Zeit in Gesellschaft von Pflanzen zu verbringen, und dass bestimmte Pflanzen Menschen sogar von komplexen psychologischen Erschütterungen heilen können. Von der Ökologie erfahren wird, dass Bäume alles andere als unbeseelt sind, sondern miteinander kommunizieren und durch unsichtbare Myzel-Netzwerke in der Erde Nahrung und Heilmittel miteinander teilen. Die Quantenphysik lehrt uns, dass individuelle Partikel, die eigenständig erscheinen, mit anderen untrennbar verwoben sind, sogar über große Entfernungen hinweg. Und die Erdsystemforschung findet zunehmend Belege dafür, dass der Planet selber wie ein lebender Superorganismus funktioniert.

Dies alles verändert die Art und Weise, wie wir unsere Position im Netz des Lebens wahrnehmen, und bereitet den Weg für neue Theorien des Seins. Genau in dem Moment, in dem unser Planet in eine ökologische Katastrophe stürzt, lernen wir uns in Bezug auf den Rest der lebendigen Welt zunehmend anders zu sehen. Wir erinnern uns allmählich wieder an Geheimnisse, die wir lange vergessen haben; Geheimnisse, die in unseren Herzen nachklingen wie das Geflüster der Ahnen.

Dies stellt die verstaubten Sprachbilder der Umweltbewegung des 20. Jahrhunderts komplett auf den Kopf. Umweltschützerinnen und Umweltschützer neigen gelegentlich dazu, in Form von »Grenzen«, Kargheit und persönlichem Puritanismus zu sprechen. Damit sieht man die Dinge aber genau verkehrt herum. Der Begriff der Grenzen bringt uns von Anfang an auf die falsche Spur. Er setzt voraus, dass die Natur etwas »da draußen« ist, von uns abgegrenzt, wie eine strenge Autorität, die uns einengt. Diese Art zu denken stammt genau aus der dualistischen Ontologie, die uns überhaupt erst in diese Schwierigkeiten gebracht hat. Was ich hier fordere, ist etwas vollkommen anderes. Es geht nicht um Grenzen, sondern um Vernetzung – das Wiedererlangen einer radikalen Vertrautheit mit anderen Lebewesen. Es geht nicht um Puritanismus, sondern um Freude, Konvivialität und Vergnügen. Und es geht nicht um Kargheit, sondern um Größe – um die Erweiterung der Grenzen der menschlichen Gemeinschaft, die Erweiterung der Grenzen unserer Sprache, die Erweiterung der Grenzen unseres Bewusstseins.

Es ist nicht nur unser Wirtschaftssystem, das sich ändern muss. Wir müssen die Art und Weise ändern, wie wir die Welt sehen, und die Rolle, die wir darin einnehmen.

Neue Ideen haben manchmal den Effekt, dass man auf einmal alles mit anderen Augen sieht. Alte Mythen zerfallen und neue Möglichkeiten erscheinen am Horizont. Schwierige Probleme lösen sich in Luft auf oder lassen sich viel leichter bewältigen. Dinge, die vorher undenkbar schienen, wirken auf einmal einleuchtend. Ganze Welten können sich verändern.

Ich stelle mir gern eine Zeit vor, in der ich mich wieder von den unzähligen Insekten daheim in Südafrika bezaubern lasse. Ich bin ein alter Mann und sitze abends auf der Veranda; wie damals als Kind schaue ich ihnen ehrfürchtig zu und lausche ihrem Zirpen. In dieser Vision hat sich auf der Welt viel verändert. Einkommensstarke Länder führen ihren Ressourcen- und Energieverbrauch auf ein nachhaltiges Niveau zurück. Wir finden an, die Demokratie ernst zu nehmen und Einkommen wie Vermögen gerechter zu teilen. Die Kluft zwischen den reichen und den armen Ländern schrumpfte. Das Wort »Milliardär« verschwand aus unserem Sprachgebrauch. Die Arbeitszeiten verringerten sich von vierzig oder fünfzig Wochenstunden auf zwanzig bis dreißig.

Öffentliche Gesundheitsversorgung und Bildung von hoher Qualität wurden jedermann zugänglich gemacht. Die Menschen lebten ein längeres, glücklicheres, sinnvolles Leben. Und wir sahen uns selbst zunehmend in einem anderen Licht: dass wir nicht abgegrenzt sind vom Rest der lebendigen Welt, sondern mit ihm vernetzt.

Was den Planeten betrifft, so vollzog sich eine bemerkenswerte Entwicklung. Die Regenwälder wuchsen wieder, überall im Amazonas, im Kongo und in Indonesien; dicht und grün und voller Leben. Die gemäßigten Regenwälder dehnten sich wieder über Europa und Kanada aus. Das Wasser der Flüsse war klar und voller Fische. Ganze Ökosysteme erholten sich. Wir schafften einen raschen Übergang zu erneuerbaren Energien, die globalen Temperaturen stabilisierten sich und die Wettersysteme fanden allmählich in ihre alten Muster zurück. Mit einem Wort, alles wurde langsam wieder heil ... *wir* wurden wieder heil ... und zwar schneller, als das irgendjemand für möglich gehalten hätte. Wir nahmen uns weniger, aber wir bekamen so viel mehr zurück.

Das vorliegende Buch handelt von diesem Traum. Vor uns liegt eine Reise, die uns durch 500 Jahre Geschichte führen wird. Wir erforschen die Wurzeln unseres derzeitigen Wirtschaftssystems, wie es sich etablierte und wie es tickt. Wir werden uns konkrete, praktische Schritte ansehen, die wir gehen können, um den ökologischen Zusammenbruch abzuwenden und eine alternative postkapitalistische Ökonomie aufzubauen. Und wir werden über Kontinente reisen, zu Kulturen und Gemeinschaften, die auf eine Weise mit der lebendigen Welt interagieren, die der Vorstellungskraft ganz neue Horizonte eröffnen.

Im Augenblick ist das vielleicht nicht mehr als das ganz leise Säuseln einer Möglichkeit. Aber Säuseln kann zu Wind anschwellen und die Welt im Sturm erobern.

+++++

Jason Hickel ist Anthropologe und lehrt an der London School of Economics. Geboren in Eswatini (ehem. Swasiland) verbrachte er einige Jahre in Südafrika, um die sozialen Folgen der Apartheid zu erforschen. Hickel schreibt regelmäßig für Zeitungen wie den Guardian über Themen wie globale Ungerechtigkeit, Postwachstum und ökologisches Wirtschaften. Sein Buch »Weniger ist mehr« (engl. Orig. »Less is more«), dem der vorliegende Essay entnommen wurde, ist von der *Financial Times* und dem *New Scientist* als eines der besten Sachbücher des Jahres 2020 ausgezeichnet worden.

Hickel im oekom verlag

- Jason Hickel: Weniger ist mehr. Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört und wir ohne Wachstum glücklicher sind. oekom verlag: München 2022.
<https://www.oekom.de/buch/weniger-ist-mehr-9783962382841>